

Uebersicht: Leben in London. VII. Wett-Bureau. — Oesterreichische Literaturbriefe III. — Die Juden in sozialer Beziehung IV. — Literatur und bildende Kunst. — Mittheilen.

Leben in London.

VII.

Wett-Bureau.

London, im März.

Die Engländer sind ein moralisches Volk; sie haben die Letztgenannten abgelehnt, sie haben die Spielhäuser für ungesetzlich erklärt, und obgleich „jedes Haus eines Engländers seine Kunst ist“, so ist es doch auf einen bloßen Verdacht hin einer Reihe von Belästigungen unterworfen, in jedes Haus gewaltsam einzudringen, und wenn sie Würfel oder Karten für ein Hazard-Spiel finden, alle Personen und alle Dinge mit Beschlag zu legen und die Spieler vor die nächste Magistratsperson zu bringen. Sollte nicht der gesetzliche Beweis vorhanden sein, welcher es dem Richter gestattet, die Spieler zu verurtheilen, so werden dieselben binnen den nächsten Tag ihre Namen in der jubelnden Rubrik der Times gedruckt finden, und sie können dann gewiss sein, daß sich allgemeine Verachtung an ihre Namen knüpfen wird und sie selbst wie Pesthaufen von Jedermann gemieden werden. Nichtsdestoweniger gibt es keine Stadt, in der die Spielwuth ein so nationales Fieber geworden ist und sie so zigelförmig und wild sich zeigt, als gerade in London. Auch gibt es wohl keine andere Stadt, in der es so schamlos und offen organisierte Wett-Bureau gibt als in London.

In der Nähe von Leicester-Square, in Jeremy-Street und den anstoßenden Straßen, im Strand, in der City, mit einem Worte in jeder belebten Straße und sogar in Chancery-Lane, in der unmittelbaren Nähe der Gerichtshäuser gibt es wenigstens ein „Wetting-Office“, ja es gibt sogar Straßen, in denen es mehr als einen Laden gibt, welcher diesen verführerischen Namen auf dem Schilde trägt. Sowie die Engländer Alles geschäftsmäßig nehmen, so haben sie auch das Wetten, diese nationale Leidenschaft, in eine bureaukratische Form gebracht und von Lutteralls glänzenden Etablissements, in dem die Aristokratie sich vertheilt, bis zu dem gemeinen Tabak-Laden hinauf, der durch einen besseren Versuch in zwei Hälften getheilt ist, von denen die eine dem schmutzigen weltweisen Publikum, das insgesamt andauern kann: *Omnia mea mecum porto*, flüchtbar am öffentlichen Bureau, in denen man von einem Abzuge abgesehen bis zu den höchsten Summen von Alms und Lutteralls wetten und verlieren sehen kann. Sonderbarerweise sind diese Wett-Bureau nicht nur nicht ungesetzlich, sondern sogar vom Gesetze unterstützt. Die englische Gesetzgebung ist in diesem Punkte ebenso bizarr, als sie es in vielen anderen Richtungen hin ist. Denn eine Wette, die nicht zehn Pfunde überschreitet, ist ein gesetzlicher Contract und kann vor dem Tribunalen wie jede andere Schuld verfolgt werden, wogegen jede Wette, deren Betrag diese Summe überschreitet, vom Gesetze nicht als ein gültiger Vertrag anerkannt wird. Es gibt nicht leicht etwas Abwiderliches als diese Bestimmung, welcher zufolge reiche Leute, wenn sie sich in große Wetten einlassen, nicht ruinirt werden können, wenn es ihnen nicht gefällt, die verlorene Wette zu bezahlen, währenddem Beträge, die von Bedienten, Handwerkern, Arbeitern und armen Personen gemacht werden, bezahlt werden müssen, weil sonst der Richter gegen dieselben die Pfändung verhängen würde.

Gewöhnlich werden die Wett-Bureau ohne alles Capital eröffnet, und es ist eine Thatsache, daß es desingachtet mehr als eine Wett-Kanzlei gibt, welche ungefähr 20,000 Pf. (200,000 fl. C. M.) in einem Jahre, ja in einer weit kürzeren Epoche als reinen Gewinn realisiert. Dies ist leicht erklärbar, wenn man bedenkt, daß die meisten Wetten bei Gelegenheit der Wettkämpfe, deren es so zahlreiche in England gibt, stattfinden. Nun sind bei jedem Wettkampfe mehrere hundert Pferde, von denen mindestens fünf- bis sechszehnhundert wetten, und das Wettbureau nimmt jede Wette an, von dem besten Pferde angefangen, für welches man mit 1 gegen 3 wetten kann, bis zu dem unbekanntesten Ros, in Bezug auf welches es 1 gegen 100 wetten läßt. In Bezug auf die fünf- bis sechszehnhundert Pferde, welche wirklich wetten, ist es klar, daß nur eines gewinnen kann. Für dieses eine Pferd hat das Bureau zu bezahlen, währenddem es in Bezug auf die übrigen vier- bis sechszehnhundert Pferde gewinnt. Es ist daher nur dann möglich, daß die Wettkämpfer verlieren, wenn sehr zahlreiche Wetten auf ein bestimmtes Lieblingspferd gemacht werden und dasselbe wirklich gewinnt. Aber selbst in einem solchen Falle ist der Director eines Wettbureaus nicht zu bezagen, weil denn doch gewöhnlich nicht die reichlichen und gebildeten Personen solche Geschäfte eröffnen und das Wettbureau die eingezahlten Gelder in der Hand hat, währenddem die Wetter bloß den Trost haben, die Karten des Wettbureaus zu bezahlen. Mehr als einmal ist es denn auch schon vorgekommen, daß

wenn ein Wettbureau große Verluste erlitt, es über Nacht die Boutique schließt, wahrscheinlich um in Liverpool oder Dublin, oder irgend einer anderen Provinzialstadt unter einem anderen Namen ein ähnliches Bureau zu eröffnen.

Die Art und Weise, wie diese Wettbureau functioniren, ist sehr einfach, nämlich, mit einem Worte kritisch. Zu dem Wettbureau ist der hintere Theil des Zimmers durch ein Gitter mit Gitterstäben von dem vorderen Theile, der für das Publikum bestimmt ist, getrennt, und bloß ein kleines Loch in der Gitterabtheilung läßt das Letztere mit dem Beamten des Wettbureaus communiciren. Wenn man also z. B. von zwei Pferden, von denen das eine den Namen Oaks, das andere den Namen The Ballet-Girl führt, für Oaks wetten will, so nähert man sich dem Loch in dem Verschlage, legt ein Pfund Sterling, wenn dies die zu wagende Summe ist, hin, und sagt dem Commis, den man gar nicht sehen kann: Ein Pfund Oaks gegen Ballet-Girl, und wenn das Bureau angefragt hat, daß es für Oaks Wetten bis zum zwanzigfachen Betrage der eingelezten Summe annehme, so nimmt eine Hand, die man zu sehen bekommt, das Pfund, das man auf das Betreiben vor das Loch gelegt hat, und ohne daß ein Wort erwidert wird, erhält man wenige Minuten darauf folgende kleine Karte durch die Öffnung zugehoben:

Epsom 1855.

Oaks.

L. 21.

The Ballet-Girl.

J. Trumpington,

wodurch man in Kenntniß gesetzt wird, daß wenn Oaks vor dem Ballet-Girl anlangen sollte, der Director des Wettbureaus, J. Trumpington, sich verpflichtet, 21 Pfund Sterling, nämlich 20 Pfund Gewinn und 1 Pfund Einsatz als Zurückzahlung der Einlage dem Träger der Karte zu bezahlen. Diese Karten werden von einem Bude abgeholt, in dem Duplicate der ausgegebenen Billets zurückbleiben. Die Wettbureau, namentlich jene, deren Zahlungsfähigkeit vom Publikum erprobt werden ist, sind stets gedrückt voll. Man erblickt in denselben anständig gekleidete Personen neuen Leuten in Hemdsärmeln. Am meisten ist die Classe der Bedienten vertreten, welche die Wetten ihrer Gebieter, von denen sie Kenntniß erhalten haben, nachahmen. Nichts gibt einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit der man am letzten Tage vor Abbruch der Wetten in diese Bureau drängt. Es gibt wohl äquivalente Leute in Hay-Saale, die ruhig mit einander sprechen, und wenn Einer von ihnen seine Wette einbringen lassen will, so gibt er ruhig sein Geld durch das Loch, flüchtet dem Commis etwas zu und erhält ebenso ruhig seine Karte. Dagegen schreit die Mehrzahl der Wetter, bevor sie sich dem Loch nähern, für welches Pferd sie wetten und welchen Einsatz sie machen wollen. Es ist gewiß, daß die Londoner betwungen sind so gut die Namen der großen Männer Englands kennen, als sie die besten Pferde des Landes beim Namen zu nennen, ja deren Genealogie anzuführen im Stande wären.

Die Wettkämpfer der Engländer überheißt alle Begriffe; mehr als ein Loth hat die Einkünfte seiner Ländereien für sein halbes Leben durch Wetten verloren; mehr als ein Commis hand schon vor Gericht, der eingekam, seinen Reiter beschulen zu haben, weil er der Manie, Wetten einzugehen, nicht widerstehen konnte. Die Wettkämpfer in jedem Engländer so eingewurzelt, daß ein Parlamentsact, welcher die Betting-Offices unterdrücken wollte, noch nie die Majorität finden konnte, obgleich mehr als ein tugendhafter Quäcker bereits diese Anstalten als den Aufenthalt des Teufels bezeichnet hat.

Oesterreichische Literaturbriefe.

III.

[Ein Gedicht von J. G. Seidl in W. B. Landts „Album der Erinnerungen.“ — „Korallenbum“ von Ludwig Wernitz.]

L. J. S. Gines Buches, das 1854 erschienen ist, erst im März 1855 erwähen, heißt sich wirklich verpöhlen; aber es ist nie zu spät, auf das Gute aufmerksam zu machen. Die Gelegenheiten, dem Gatten und Freizeiten, wo es immer auftauchen möge, gerecht zu werden, muß man um so bereitwilliger ergreifen, als man in diesen heiligen Tagen der kämpfenden Gegenstände ohnehin nur zu leicht in den Verdacht kommt, gegen Persönlichkeiten zu Rede ziehen zu wollen, während man nur wider eine Richtung entschieden auftritt, die jene Persönlichkeiten zufällig in der Öffentlichkeit repräsentiren.

In dem „Album der Erinnerungen“, von welchem gegen Ende des aufgelaufenen Jahres der erste Jahrgang erschienen ist, befindet sich mitten unter einer Menge von mehr oder minder unerheblichen Beiträgen ein ganz ausgezeichnetes Gedicht von J. G. Seidl, ausgezeichnet durch Deutlichkeit und Form. Die knappe, stimmungsfähige Darstellung des Dramatischen derselben, sowie andererseits die Klarheit des Ausdrucks in den beschreibenden Theilen des Gedichtes sind gerade deshalb so überraschend, weil

man bei Seid' weist eine in elegischem Dämmer zerfließende Empfindung zu treffen gewohnt war. Das Gedicht, das sich S. 66 — 69 des genannten Buches befindet, heißt „Alb's Wort“, und be handelt in der parabolischen Weise der orientalischen Poesie den Sieg des Gedankens über den Eigensinn.

Daher, der Beduine, will die Sente seines Freundes Nabel bezeugen. Die elementarische Natur des Wüstenvolkes zieht ein mächtiges Sehnen nach dem schönen Thiere. Daher erbetet Nabel sein Verlangen. Er sagt, er könne nicht leben ohne das edle Thier:

Bei Tag, bei Nacht, im Traume seh' ich es vor mir —
Der abgemurrt'ne Kopf, die platte Stirn, den Blick
Reich' Othello, den hohen Wüstenstern, das Kräftigste,
Der schön gemolten Hals, des Schweifes straffen Wogen,
Der Schwanz trotz'ner Schwingung, der Wädhnen leichte Wogen,
Das runde Knie, das schmale Schienbein, die gelente
Keh' und die lange Hestel.

Nabel verlangt ihm die Erfüllung seines Wunsch's, da geht der Abgewiesene heim in sein Zelt und zieht die Kleider ab:

Und schnitz' aus dürrer Aht sich einen Bettelstab,
Und hängt zertriff'ne Lappen um die Lenden,
Und bindet Blätter über's Augenpaar als Blenden,
Und schnürt in Linnen reches Joch auf Bein und Arm.
Als quoll' aus frischem Wunden Blut ihm, dick und warm,
Und gelbt das Antlig sich mit scharfen Reiterstößen,
Als ob ein Fieber zehrt an seines Leibes Kräften.

So stellt er sich an dem Saum der Karawanenstraße, auf welcher, wie er weiß, Nabel mit der Sente vorbereiten wird. Bald kommt der Freund aus dem Rücken des prächtigen Thieres heraufsprungt. Daher steht als Krüppel, ihn mit sich zu nehmen.

Nabel, durch den Anblick des armen Wüsten, gerührt, steigt ab und hebt den Bettler aufs Pferd.

So lang das Leben noch an einem Haar zu fassen,
Sprich' Nabel — soll der Mensch den Menschen nicht verlassen.

Kaum sitzt Daher oben, als er das Pferd in die Klanten drückt, und mit dem Mute:

Der Daher bin ich, Scheiß, der deine Sente erbetet,
davonsagt. Noch ist er aber nicht gar weit, als ihn Nabel's Ruf er-
eilt. Daher hält an.

Du hast mein Ross — fragst' mich der Scheiß, mit ihrem Herzen.
Du hast mein Alles, nimm' es, ich hab' kein Verstand.
Doch eines bitt ich dich — in Alb's Namen — was?
Sag keinem, wie du mir's geredet hast, das beschwört!
Denn wenn's ein Obr' erfuhr, wie mir's weggerebet,
So würde Niemand mehr des Mitleids Pflichten üben.

Das Wort, das traf, — von Scham ergreifen steigt Daher nieder und sähet das Thier zu seinem Herrn zurück.

Da spricht er, nimm es, Scheiß, nur laß das schöne Thier,
Noch einmal mich besch' an, sein Bildniß bliebe mir.
Und langjam. Wieder für Bild, mit heimischem Blick
Betrachtet er's und strichelt fesselt ihm Genick
Und Kopf und Kreuz und Wüstenstern und Mäh'n und Hals.

dann will er gehen.

Allein der Scheiß hält ihn zurück und spricht mit Freudens:
Nicht also! Kommt, in meinem Zelte lebet ein —
Wer Alb's Wort so ehrt, der soll mein Gefaschard sein!

Wenn man dies Gedicht in seiner Gediegenheit und feingeflossenen Gedankenform betrachtet, so fällt es einem mit einer Art mitleidiger Gefühlsregung unwillkürlich wieder ein, das die Dichter des alten Oesterreichs so gar nicht verstanden, an sich und ihren Erzeugnissen Selbstkritik zu üben. Schöne Ansätze verließen sich in einer selbstgefälligen Breite und Lässigkeit großer und kleiner Productionen. Was eigentlich den Künstler macht, die selbstbeschränkende Strenge gegen sich und das eigene Werk, diese edelste Eigenschaft war sehr selten. Darum zählt auch Mander seine Werke nach ganzen Wüstenbächen, in welchen das wenige Gahr, das in einer Weisensumme zu Tage kam, unter Schutt vergraben liegt. Welch hübsches Bändchen von Gedichten konnte z. B. J. M. Vogel aus seinen zahllosen Wädhern, Wänden und Oefen zusammensellen, wenn der Nachwelt mit dem Besten überliefert zu werden. Aber man würde ein Stück seines eigenen Selbst zu verlieren fürchten, schied man das Mittelmaß aus, darauf doch oft die importirte Dilettantigkeit der Werke größtentheils beruht. Dasselbe läßt sich von J. S. Seidl sagen. Es wäre daher kein unverdientliches Unternehmen, aus allen poetischen Productionen Alt-Oesterreichs einmal eine strenge Auswahl zusammenzustellen, das gäbe nur ein paar harte Bände, allein diese zwei Bände würden die Produktionskraft unseres engeren Vaterlandes Deutschlands gegenüber viel eher zu Ehren bringen, als die portischen Hüllanten jedes einzelnen, über die man draußen kurz abspriht, weil

man begreiflicherweise gar nicht die Lust verspürt, sich um etwaige Schönheiten zu emüthen, durch die exultante Unbeachtlichkeit durchzuarbeiten.

Da fällt uns eben ein Heft in die Hand von einem jüngeren Wösten Dichters. Es führt den etwas vermäßig-dilettantischen Titel „Wüstenblumen“, und enthält auf 45 winzigen Seiten 30, sage dreißig kleinere theils größere dichterische Rundgebungen. Selbstanter dichterischer Rundgeber heißt Ludwig Gernowig, und bewußt sich durch das ganze Werkchen in Gränz und Scherz, in Gedante, Empfindung und in beider Form als origineller König.

Gernowig hat mit Natur und Menschen lange auf vertrautem Fuße gelebt, er ist, wie man zu sagen pflegt, mit beiden „per Du“. Uebrigens macht er kein Hehl daraus, daß er ein Original ist und sich selbst gar nicht misfällt. Die Form hat die und da etwas von jenem Hausschick, das man nur unter sehr intimen Bekannten trägt, aber umwollen erhebt sich dagegen der sprachliche Ausdruck zu einer Reinheit, Einfachheit, zu einem Adel des Stils, der auf ein langes Studium des Schönen und auf ein reines Bildnerauege juristisch-schlüssig läßt. Statt weiterer Besprechung und Empfehlung mögen ein paar der besseren Gedichte folgen.

Heimatguth.

Sei, Heimat traut, wehmüthig mir begrüßt,
Du bist es, wo zuerst bewußt mir ward
Das Menschliche, die Lust der Freude mein Gemüth
Durchzog, gleich einem reifenbarten Licht des Morgens,
Wie einem Blumenhauch, die Lust durchquellend,
Wie ein Verlangen, aufzuwachen in die Blüte;
Und jenen Sitz, und dort den Baum umwacht
Der Sonnengeißel meiner Augenbäume;
Ja selbst die eldenden Hügel dieser Berge
Umgürtete ich mit dem frangenen Heubündel
Der fruchtbarstehenden blühenden Heusäulen.
Da spielten einst demant'ne Wädhelchen
Die leichtbewegten jugendlichen Frohmann;
Und auch der werdende Gedante zog
An sich geleitet die Strömungswölkung;
Da sprang die purpurne Empfindungskeuse,
Drauf streichend hing die sanfte Thräne,
Und es erglomm in meiner Brust die Liebe;
Als dies drängt sich herein, ich wisse nichts von mir,
Wann das unschuld'ge, zahnlos, bleibt mir heilig
Tsch die Ginnung, der ich diese Stunde weiche;
Es regt sich forderbar in meiner Brust,
Und wie im Meer die Wellen, glanzvoll und dunkel,
So fluthen dich und Sonne durch mein Herz.

An die Natur.

Ich, diese Menschenwelt hegt Zug und Zug,
Vernommen dein Sinn und wandelbares Treiben.
Nimm auf, Natur, mich, ewige Mutter,
In Liebesarme, an die reide Brust,
An die der treulos Irre seit Jodertausenden —
Nach deiner Liebe sehnd — wiederkehrt.
Sei deinem Kind in Allem Verbild;
Vehr deine Knabst ihm und leut
Gedante ihm und Thesen,
Was in der Dunkelheit, die mich umfängt,
Aufstoben dein Geheimniß,
Aus deinen Quellen tiefen
Den Trauf, den unversäulten, der Erkenntniß,
Nimm auf mein Ja
Und gib es lauter mir zurück;
Gedank' ich seinen letzten Zufluchtspat,
Sich deine Kuh und Alarbit niederströmen;
Und nur das Große und das Schöne wolle
Und Kraft und Tugend durch mein Gedankesie.

Rhapsodie.

II.

Wenn meine Seele träumerisch, verleben,
Dankt ihr, als wär sie näher dem Naturgeheimniß;
Dankt sie sich in die kleine Welt der Blume,
Dankt sie betrachtend den Gesammthaus sich im Gingen,
Und die betrachtend, die tief zerfunden
Licht es hinein mit dunkel seltsamer Gewalt;
Als war sie ihres Stoffes entäußert,
Der irdischen Weisheit' entoben, ist ihr's,
Als lehr' sie mit der Blum' ein Blumenleben,
Als lehr' sie sich kinnieren in die Tiefe,
Der sie im wunderbaren Weidenstraum emfing;

Und wenn sie einfließt in des Kustmeers Tiefe,
Wird ihr so lang und weit, ihr düst,
Als sei aus erdenhafter Dämmernung
Unglücklich sie ins Licht getreten.
Die erste Wüthzweih' empfangend,
Wie froh und weit wird ihr, als saßt' sie Welten,
Wie frohe fort sie mit den Elementen,
Wie aufgelöst in die Unendlichkeit! —
Da fühlt die Fischehaute, Erdumflang'ne
Der Unstlichkeit Begegnung.

Wahrheit und Eigenthümlichkeit des Denkens und Empfindens verbinden sich in der Apathie zu einer schönen Einheit, welcher die abgeklärte, ruhig schreitende Form völlig entspricht. Durch das Gedicht „An die Natur“ ist ein sehr sinniges Wesen und eine gewinnende Wärme ausgegossen. Am besten läßt sich übrigens die wunderliche Mischung, aus welcher unser Poet besteht, vielleicht durch Aneinanderreihung folgender Stellen charakterisiren, darin alle Spuren seines Talents, die besten wie die schlechtesten, enthalten sind.

Der Einzelne stirbt, die Menschheit ist unsterblich
Und in ihr Kunst und Geniechlich' und Jugend.
Die blühen in unzerstörlicher Jugend
Für alle kommenden Geschlechter erblich.
Es hält noch dem Geiste des ew'gen Lebens
Den Kristall ruhig, sicher die Welt,
Und mit ihr treibt die Schöpfung, getrieben,
Im herbelosen Trieb des Aufwärtsstrebens.

(Aus dem Gedicht „Unsterblich")

Das Mößchen, das am Horizont, dem fernem,
Sich schließt blind, was größer aufsteigend,
Dem Menschen läßt sich, die Gefahr zu lernen,
Wenn sich in Wolken schon die Donner wiegen.
In harten Wandlungen gibt sich die Welt
Dem Ordnungswort des Sternengolts;
Und ob auch wandelbar die Menschheit schwante,
Weist zwig doch der Gestirnsbahn.

(Aus dem Gedicht „Weltreich")

Der ist's dem Herz im fremden Lande schenlich;
Gemüthlich aber sind' ich's und beschwerlich
Mit Gleich und Unrecht erhabend büßlich.

(Aus „Des Kajakbuden Heimkehr")

Wißt fort!

Bläß' fort, du mein Gesinnungsabbaun,
Der Sommer wird dich reifen,
Und in dem Herbst' weis' ich zu Trutz
In meinem Gerber greifen.

Gnomo, bald reizende, bald geschmacklose Form, Selbstgefühl, tiefe Lebensanschauung, alles schließt diese künstlerische Individuum in sich, das wir unter den Jüngeren mit Vergnügen zu den Seiten zählen.
Wieder einmal etwas Eigenes, wenn auch brüchig und lächerlich.
Der Verfasser ist in Ärten geboren, und hat sich nach einigen lehrreichen Irrfahrten durch die kleine Welt, die die und da sogar an Odyssens erinnern, in seine Heimat zurückgezogen.

Die Juden in socialer Beziehung.

IV.

A. D. Wir haben uns in dem Vorhergehenden nachzuweisen bestraft, daß die Juden, gleich allen Factoren der Gesellschaft, dem socialen Princip folgen; Aus den verschiedenen Verhältnissen der Gesellschaftsmittelglieder zum Gemeindegut der Gesellschaft entspringen die Stände — in unserm Falle Numanen — der Gesellschaft.

Indem wir aber die Juden so für sich in ihre Arten einteilen, wollen wir sie nicht als einen Staat im Staate, als Gesellschaft in der Gesellschaft hinstellen; es bleibt uns vielmehr noch nachzuweisen übrig, daß sie nicht nur, für sich betrachtet, dem allgemeinen socialen Gesetze unterworfen sind, sondern auch einen integrierenden Theil der Gesellschaft im Allgemeinen ausmachen. Zusammengekommen nämlich sind sie größtentheils bürgerliches Element mit allen Rechten und allen Vorzügen des übrigen energisch strebenden bürgerlichen Elements der Gesellschaft. Dies haben die consequenteren Gegner der Juden bei allen Discussionen über Juden-Emancipation bekräftigt. Sie warfen nämlich den Juden vor, daß diese keine Neigung zum Ackerbau haben und sich immer nur mit Schander und mit Handel beschäftigen, und daß sie strenge physische Arbeit verabscheuen. Die Abneigung gegen den Ackerbau gehört mit zum bürgerlichen Wesen, und nur das verkommenere oder noch nicht entwickelte Bürgerthum kleiner Städte farnelndet sich dadurch, daß es theils in der Werkstätte, theils in kleinen, von den Bü-

tern ererbten Weingärten u. s. w. hantirt, und es weder im Handel oder Handwerk, noch im Bodenbau zu etwas Gesellichem bringt. Auch die Schen vor strenger physischer Arbeit, oder besser ein folgerichtiges Entziffern von derselben gehet zum bürgerlichen Wesen; ferner sich das Bürgerthum mit der Entwicklung seiner Beschäftigungen selber entwickelt, desto mehr hält es sich an das geistige Theil derselben, das rein physische, die Kraft verzehrende dem Proletariat überlassend. Uebrigens ist es nicht natürlich, daß man mit gefunden Sinnen und freiem Willen vom Regen in die Traufe gehe; — die Plakerei und gesellschaftliche Unterordnung, welche die Juden in den von ihnen gemiedenen ungewohnten Beschäftigungen gefunden hätten, fanden sie auch in ihrem gewohnten Treiben.

Indem wir hier die Juden in ihrem Gesamtbildniß kennzeichnen, dürfen wir noch einen Charakterzug nicht vergessen, der ihnen Allen eigen ist. Sie sind mehr nervös als muskulös, — sie haben mehr Phantasie als klare Ueberzeugungen, mehr endlich durchdringende Hartnäckigkeit als Fleißgast zum Ziel gelangende Willenskraft. Hieburch erklären sich ihre Entwicklung wie ihre Entartungen.

Ein Jude, der auf dem Lande durch einfache Lebensweise und hantiren mit einem groben Rad in Reich und Gibe es zu einer kräftigen Lebensconstitution und einem kleinen Vermögen gebracht hat, zieht mit seiner Familie endlich nach der Stadt. Er selbst behält seine einfache Lebensweise und beobachtet aus Gewohnheit oder Frömmigkeit die Sitten der Väter. Seine Sprößlinge, gewöhnlich entwicklungsfähige Ketten, haben einen leichtesten Erwerb, durch die Umstände viel Gelegenheit, durch ihre Natur viel Lust zum Genuß, — und die Familie lebt ihr goldenes Zeitalter: Knecht, moderne Bildung, verbunden mit heilfamen alten Erinnerungen, geben ihnen den Anreiz einer Art von Aristokratie. Die Bedürfnisse heigen sich, der Erwerb hält oft damit nicht Schritt, die alten Grundbesitze schwanken, ihre Religion verläßt, die Bildung, wo nicht besonderer Beruf die verhindert, ist eine oberflächliche, — und die Familie geht abwärts. Klasse Geschlechter, heruntergekommene Constitutionen, in Seide und feines Tuch gekleidet, sind die Enkel des dicken und hiebigen Groß- und Ueberschweng, und die Familie hat ihr goldenes Zeitalter hinter sich. Das ist meteoisch aufstauende Aristokratie. Es gibt auch aristokratische Familien, deren Ahnen schon in mehreren Generationen früher genannt sind, und die vielleicht von den in unserer I. Artikel gekennzeichneten Aristokratie abstammen; ihre Bildung ist eine ins Blut übergegangene, ihr Wesen beruht sie zu Genüssen, die auf der Höhe der Zeit wie auf der Höhe der Gesellschaft stehen; sie sind nach allen Gattungen des Luxus ausgerüstet, keine Zeit Generationen mit hohen Ketten in gesellschaftlicher Verbindung und haben deren Ehre und Laffen gründlich erkannt. Aber — manche ausgenommen — müssen wir sie, folgerichtig vorgehend, zu den Entartungen zählen. Sie sind der Religion nach nicht mehr Juden und fühlen sich befalls nicht verantwortlich zu den unteren Schichten ihrer Glaubensgenossen in dem Verhältnisse zu stehen, wie gesunde Aristokratie zu einem tüchtigen Bauernthume, wie die alten reichen und gelehrten Juden zu den armen und unweisen. Sie bilden vielmehr — da, wo sie in größerer Anzahl gefunden werden — Geterien, schließen sich von den anderen Juden ab und streben in ihren Salons nach nichts Anderem, als nach dem möglichsten Aufwande der eigentlichen nicht-jüdischen Aristokratie, Gesandte, Attaches, Officiere sehen sie in ihren Säuren am liebsten. Liebhabereien, Gewohnheiten, Tugenden und Fehler findet man unter ihnen beinahe in gleichem Verhältnisse wie bei der nicht-jüdischen Aristokratie, und sie würden vielleicht wie diese ein tapferes Contingent zur Landesarmee stellen, wenn ihnen die höheren und höchsten Militärschancen offen stünden. Sie sind im Ganzen würdige, gebildete, häufig auch sehr geistreiche Leute; sie stehen aber mit ihrer Wurzel weder auf jüdischem Boden, noch auf dem Boden der nicht-jüdischen Aristokratie, mit der sie häufigen Umgang pflegen, — kurz, auf keinem historischen Boden, sondern auf dem künstlichen der Geldaristokratie.

Dieser Abart reihen sich die jüdisch-aristokratischen Proletarier an Familien, die vielleicht noch in der letzten Generation zur Aristokratie gehörten, aber durch Unglücksfälle aus das Vermögen gekommen, wozüglich noch ein feines oder sorgeloses Leben führten. Keine Kleider, schöne Wohnungen, die mit ihrer bezahlenden Aristokratie getheilt werden, die Bildungselemente der feinen Gesellschaft, und endlich Unterthänigkeit, die ihnen von glücklicheren Verwandten zufließen, sind die Attribute dieser Abart.

Man findet aber auch solche jüdische Familien, die alle Kennzeichen eines gefunden, dabei etwas philistinen Bürgerthums haben; sie treiben irgend ein solides, geachtetes Geschäft, leben in glanzlos, aber kräftigem Wohlstand, zeichnen sich gewöhnlich durch commercielle Bildung und Thätigkeit aus, die sich bis auf die weiblichen Mitglieder erstreckt — und können Kunst und Poesie als Luxus an.

